

Thorner

Ostdeutsche Zeitung.

Erscheint täglich abends... Sonntags und Feiertage ausgenommen.

Anzeigengebühr... die 6 gepaltene Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg.

Sprechzeit 10-11 Uhr vormittags und 3-4 Uhr nachmittags.

Anzeigen-Aannahme für alle auswärtigen Zeitungen.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.

Kulissenarbeit.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Handel und Industrie“ einen interessanten Artikel, dem wir folgendes entnehmen:

Man huldigt in Deutschland in beteiligten Kreisen gern der Anschauung, daß das deutsche Pressewesen noch lange nicht auf seiner Höhe stehe, noch lange nicht die Macht und das Ansehen genieße, die es in einem Teile des Auslandes hat.

läßt, wie man es am besten anfängt, um bei dem neuen Zolltarif zu annehmbaren Handelsverträgen zu gelangen, wenn man ganze nationale Vereinigungen in Aktion treten und stehen sieht, mit dem Zweck, mit Hilfe nationalen Geldes und Geistes das Reich in günstige Handelsvertragsverbindungen zu lotfen.

Aber Kulissenarbeit ist es und bleibt es, was in Berlin, in diesen beiden Materien wenigstens, geschieht und geschehen ist, eine Behauptung, die die deutsche Presse, die doch sonst zu allem Offiziösen stets so gut zu gebrauchen ist, gewiß nicht verdient.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.

(Nachdruck verboten.) Nh. Berlin, 11. März.

Die Militärwerkstätten in Spandau beschäftigten auch heute noch während des größten Teiles der Sitzung das Haus. Die Sitzung wurde durch die gestern schon von Bebel angekündigte Rede des Sozialdemokraten Zubeil eingeleitet, die über 3 Stunden in Anspruch nahm und sich in dem Rahmen einer Volksversammlungsrede bewegte.

Zwischen 4 und 5 Uhr hatte sich das anfangs sehr schwach besetzte Haus durch Bezug von Doppelmandatarien aus dem Abgeordnetenhaus so gefüllt, daß es zweifellos beschlußfähig

war. Präsident Graf Ballestrem benutzte diese seltene Gelegenheit, um die Abstimmung über die Gehaltserhöhung für 205 Oberstleutnants vornehmen zu lassen. Mit großer Mehrheit wurde gegen die Stimmen der Rechten, Nationalliberalen und eines Teils der Freisinnigen Vereinigung die Regierungsvorlage abgelehnt.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

41. Sitzung vom 11. März, 11 Uhr.

Das Haus erledigte heute zunächst den Etat der Lotterieverwaltung und nahm dazu eine Resolution an, daß die Regierung Maßnahmen erwäge, um die durch den unerlaubten Vertrieb fremder Lose in Preußen entstandenen Mißstände zu beseitigen oder einzuschränken.

Finanzminister Freiherr von Rheinbaben stimmte dem zu, meinte aber, die Hauptsache sei, unsere Lotterieverwaltung konkurrenzfähiger zu machen, weshalb solle eine Prämie eingeführt und die Zahl der Gewinne vermehrt werden.

Nach Erledigung des Etats der Staatsarchive wurde die Beratung des Kultusetats beim Kapitel „Universitäten“ fortgesetzt. Zunächst wurden zur Ausgestaltung der Universität Breslau durch Erweiterung des landwirtschaftlichen Unterrichts und Errichtung einer Tollwutstation und Sternwarte mehrere Wünsche vorgebracht, auf welche Ministerialdirektor Althoff zwar wohlwollend, aber mit Hinweis auf unsere schlechte Finanzlage einging.

Auf einen Wunsch des Abg. Freiherrn v. Seere-mann (Zr.) auf Ausgestaltung der Universität Münster zur Volluniversität durch Anfügung einer medizinischen Fakultät entgegnet

Kultusminister Dr. Studt, daß das mehrere Millionen kosten würde. Die Regierung wolle den Zeitpunkt abwarten, wo die Anfänge einer medizinischen Fakultät ohne allzu große Finanzbelastung sich ins Leben rufen ließen.

Abg. Dr. Stodmann (frk.) wünscht die Errichtung einer evangelisch-theologischen Fakultät in Münster.

Der Minister erwidert, die Regierung habe die Frage geprüft, aber nicht gefunden, daß ein dringendes Bedürfnis vorhanden sei.

Morgen vormittag Weiterberatung. Schluß 4 3/4 Uhr.

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm hat nach der „Voss. Ztg.“ telegraphisch dem König von Italien sein Eintreffen in Rom für den 2. Mai angekündigt.

Die bevorstehende Kaiserreise nach Italien. Anlässlich des bevorstehenden Besuchs Kaiser Wilhelms organisiert Neapel, wie berichtet wird, ein großes historisches Turnier. Es soll eine getreue Wiederholung des Turniers sein, das am 6. Januar 1532 in dieser Stadt gegeben wurde, als Karl V. von der Eroberung von Tunis zurückkehrte; der vornehmste Adel nahm daran teil. Das Organisations-Komitee hat die Absicht, in diesem Feste die Nachkommen der großen Herren, die im 16. Jahrhundert dabei waren, auftreten zu lassen. 440 Kavaliere,

die unter den Offizieren der Armee und den Mitgliedern der Aristokratie gewählt sind, sollen daran teilnehmen.

Der Erzbischof von Köln Dr. Fischer leistete am Mittwoch vor dem Kaiser den Eid. Erzbischof Fischer hielt dabei eine Ansprache worin er erklärte, dem Schwur der Treue leisten zu wollen, nicht bloß in dem Bewußtsein der Pflicht, die mir von Gottes Wort auferlegt wird, das Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit gebietet: ich tue es aus innerem Herzensdrang. Denn er verehere den Kaiser in tiefster Seele als den erhabenen Herrscher, dem das Wohl aller seiner Untertanen — ich freue mich es hier aussprechen zu können — seiner katholischen Untertanen am Herzen liegt. Ich verehere in Eurer Majestät den mächtigen tatkräftigen Fürsten, der in einer Zeit, wo vielfach Unglaube und Gottlosigkeit sich brüstet und an den Fundamenten des christlichen Volkslebens rüttelt, vor aller Welt keinen Hehl macht aus seiner christlichen Ueberzeugung, vielmehr bei den verschiedensten Gelegenheiten seinen demütigen Glauben an die Majestät Jesu Christi, als des menschengewordenen Gottessohnes und Erlösers der Menschheit kundgegeben hat. Als künftiger Erzbischof von Köln erinnere er bei dieser feierlichen Gelegenheit an die Worte des Kaisers in Aachen, durch die er sich, so wie das kaiserliche Haus unter dem Schutze des Kreuzes gestellt habe. Diese erhabenden Worte hätten jubelnden Beifall gefunden und helle Begeisterung wachgerufen für unser erhabenen Kaisers Majestät von Gottes Gnaden. „Einem solchen Herrscher Treue schwören, ist kein bloßes kaltes Pflichtgebot, ist eine Pflicht, die mit warmem Herzen und mit freudigster Zustimmung geleistet wird.“ — Hierauf hielt der Kaiser eine Ansprache, worin er betonte, daß er zur Erwählung des Erzbischofs Fischer gern seine Genehmigung habe aussprechen lassen. „Ihre reiche Erfahrung wird Ihnen die Führung des neuen Amtes erleichtern. Und Ihre Pflicht-treue, sowie die Beweise patriotischer Gesinnung aus Ihrer früheren Tätigkeit sind mir Gewähr, daß Sie auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln als guterhirt der Ihnen anvertrauten Seelen, dem mir soeben abgelegten Gelübde getreu, in den Gemütern der Geistlichen und Gemeinden den Geist der Ehrfurcht und Treue gegen mich und mein Haus, die Liebe zum Vaterlande und den Gehorsam gegen die von Gott geordnete Obrigkeit, sowie die Eintracht unter den Bewohnern des Landes pflegen und nähren werden.“

Die Sicherung des Wahlgeheimnisses. Die vom Grafen Bülow in Aussicht gestellte bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses wird nicht den Reichstag beschäftigen, sondern auf andere Weise herbeigeführt werden. Von anscheinend halbamtlicher Seite wird gemeldet: Der Reichstag wird nicht in die Lage kommen, sich mit dem vielbesprochenen Klostergesetz zu befassen. Die entsprechenden Bestimmungen werden vielmehr auf dem Wege der Verordnung in Kraft treten; die Veröffentlichung des entsprechenden Altentwurfes steht nahe bevor.

Die Zensurbehörde will, wie aus Berlin geschrieben wird, die Aufführung von verbotenen oder nicht eingereichten Stücken auch den Vereinen verbieten. Wenigstens wird dem Goethe-Bund nicht gestattet werden, die angekündigte Aufführung von „Maria von Magdala“ vor seinen Mitgliedern im Lesing-Theater zu veranstalten; der Bund wird dagegen im Verwaltungsstreitverfahren klagen.

Ausland.

Rußland.

Neue Studentenunruhen werden aus Rußland gemeldet. Auf der Universität Tomsk sind größere Studentenunruhen ausgebrochen. Gegen 300 Studenten durchziehen unter

Ein solches Versteckspiel mit der guten deutschen Presse, die man auf der anderen Seite wieder zu aller möglichen „Mädchen für alles-Arbeit“ benötigen will, verdient wohl den allerdings etwas bespektierlichen Namen „Kulissenarbeit!“ Und ist es etwas anderes, wenn man die Presse täglich sich den Kopf darüber zerbrechen







# Unterhaltungsblatt

der

## Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 61.

Freitag, den 13. März.

1903.

### Die Macht der Finsternis.

Russischer Sitten-Roman vom Fürsten J. v. Lubomirski.

(27. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nahida war inzwischen unter dem Schutze des Doktors nach Irkutsk zurückgekehrt. Weil ihr Haas über seine Expedition noch nicht hatte berichten können, so tat er es jetzt erst. Er erzählte, wie ihn Dschenar-Nus zu Müller gebracht. Der Kurländer hatte nicht einen Augenblick gezögert, sobald er erfuhr, daß es sich um Wladimir handelte. Die Gräfin, sowie Haas waren der Ansicht, daß die ganze Sache nur eine dem Grafen gelegte Schlinge gewesen. Müller berief die Verschworenen, die sich in der Nähe befanden, und bedauerte nur, sie zur rechten Zeit nicht mit Waffen versehen zu können. Darauf hatte ihm der Doktor das von Nahida entnommene Geld überreicht; Müller gab dasselbe sofort Dschenar mit den bedeutungsvollen Worten: „Für dieses Mal haben wir noch keine Waffen; dieses Geld wird aber für die Zukunft gut sein, denn mit dem heutigen Tage werfe ich die Maske ab! Dann war der Kurländer sogleich aufgebrochen und, wie wir vorhin gesehen haben, noch zur rechten Zeit angekommen.“

Akulina trat herein und meldete Nahida, daß der Adjutant des Gouverneurs erschienen sei und den Auftrag habe, sie sofort zum Palais Kusnezoff zu begleiten.

„Was kann das zu bedeuten haben?“ rief Nahida erschreckt aus. „Sollte man dort bereits etwas erfahren haben?“

Haas bemühte sich, sie zu beruhigen. „Das wäre ein Ding der Unmöglichkeit! Und selbst wenn man dort Vermutungen hegen sollte, so darf man doch vor Beginn einer Untersuchung gegen Sie, gnädige Frau, nicht vorgehen, weil Sie ja nicht verbannt sind. Seien Sie aber vorsichtig und überlegen Sie jedes Ihrer Worte.“

Als Nahida die Wohnung des Gouverneurs betrat, empfing sie der Generalgouverneur mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit.

„Sie werden die Güte haben, mir zu verzeihen, Frau Gräfin,“ sagte er, indem er ihr einen Sessel zurechtrückte, „daß ich mir erlaube, Sie hierher zu bemühen, statt selber zu Ihnen zu eilen; die Zeit drängt jedoch und was ich Ihnen sagen will, leidet keinen Aufschub. Es ist durchaus erforderlich, daß Sie Irkutsk sofort verlassen.“

Nahida zuckte zusammen.

„Unmöglich!“

Der Gouverneur machte eine höfliche Handbewegung, als wollte er sie bitten, ihn nicht zu unterbrechen.

„Ich möchte Ihnen gern dienlich sein, und meine Worte sind mir nur von Wohlwollen Ihnen gegenüber eingegeben. In dieser Nacht sind zwei Kurier hier angekommen. Der eine brachte mir aus Petersburg vertrauliche Nachrichten vom Chef der Gendarmerie, der mein persönlicher Freund ist, der andere kam aus Omsk. Graf Orloff zeigt mir an, daß es gegen mich Denunziationen förmlich regnet. Zugleich setzt er mich davon in

Kenntnis, daß eine einflußreiche Persönlichkeit, die mit unbegrenzter Vollmacht ausgestattet sei, binnen kurzem hier eintreffen werde, um meine Verwaltung einer Inspektion zu unterziehen. Die Ankunft des Revisors ist für mich eine empfindliche Beleidigung, ich werde bald nach Petersburg gehen, um mich dem Kaiser gegenüber zu rechtfertigen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dann persönlich in der bestmöglichen Weise die Sache Ihres Gemahls fördern werde. Sie müssen mir jedoch diese meine Aufgabe erleichtern und dürfen ihr keine Hindernisse in den Weg legen. Als Sie hierher kamen, gnädige Frau, waren Sie im Besitze eines unbeschränkten Passes, der Ihnen gestattete, zu reisen, wohin Sie wollten. Wie das gewöhnlich geschieht, übergaben Sie mir denselben, als Sie in Irkutsk Wohnung nahmen. Hier ist dieser Paß. Ich habe mir erlaubt, hinzuzufügen: „Mit der Erlaubnis, nach Petersburg zurückzukehren.“

Nahida wiederholte mit Entschiedenheit:

„Ich denke nicht daran, Irkutsk zu verlassen.“

„Sie werden begreifen, wie unangenehm es mir ist, Ihnen gegenüber eine solche Sprache führen zu müssen; Sie wissen aber vielleicht nicht, daß ich Sie, auch ohne alle Veranlassung, noch heute aus Irkutsk ausweisen könnte und zwar unter der Eskorte von Gendarmen. Und selbst dann wäre dies noch ein Beweis von Gnade und Güte meinerseits.“

„Sie erschraf, weil sie in diesen Worten eine Anspielung auf die Ereignisse der vergangenen Nacht zu entdecken vermeinten. „Gestatten Sie mir wenigstens, Herr General, die Sache zu überlegen,“ entgegnete sie, von seiner väterlichen Güte überwunden.“

„Überlegen Sie. Ich wiederhole nochmals: ich erteile Ihnen keinen Befehl, sondern nur einen Rat.“

Nachdem er sie bis zur Tür begleitet, wiederholte er mit einer tiefen Verbeugung:

„Öffentlich werden wir uns in Irkutsk nicht mehr sehen.“

Als Nahida dem Doktor den Inhalt ihrer Unterredung mit dem Gouverneur wiederholte, pflichtete Haas sofort dem Ratsschlage des letzteren bei. Er gab sich alle mögliche Mühe, um die Gräfin von der Notwendigkeit, dem Verlangen des höchsten Beamten in Sibirien nachzugeben, zu überzeugen. Alle seine Gründe vermochten jedoch nichts gegen den entschiedenen Entschluß der Gräfin, Irkutsk zu verlassen.

Als Nahida ihr Haus betrat, erwartete sie Akulina. Frau Gräfin, im Salon wartet schon eine Zeitlang ein Unbekannter, der Sie durchaus sprechen will. Ich weiß nicht, weshalb, aber es kommt mir so vor, als hätte ich diesen Mann bereits irgendwo gesehen.“

Sobald Nahida in den Salon trat, erhob sich der Mann, welcher sie dort erwartete, lebhaft und warf die Kapuze zurück, welche seine Gesichtszüge nicht erkennen ließ.

„Ich komme, um meine Schuld zu tilgen,“ rief er aus.

„Herr Müller, welche Unvorsichtigkeit.“

„Hier erkennt mich niemand. Außerdem wacht man über mich allenthalben. Ob aber vorsichtig oder nicht, war mein Schritt augenblicklich notwendig. Ich habe Ihr Unglück verursacht, dafür bringe ich auch heute eine Bürgschaft dafür, daß Wladimir befreit werden wird. Sie müssen jedoch, gnädige Frau, sofort nach Petersburg gehen.“

Der Umstand, daß der Gouverneur und Müller ihr einstimmig denselben Rat erteilten, machte auf Nahida einen tiefen Eindruck.

„Auch Sie raten mir dasselbe!“ rief sie, fast ohne es zu wissen, aus.

„Ich weiß nicht, wer Ihnen die Anregung gegeben, Sibirien zu verlassen, jedenfalls hat er vollständig Recht gehabt. Sie werden von nun an in Petersburg zu wirken haben. Ihr längerer Aufenthalt in Irkutsk hätte keinen Zweck mehr und wäre sogar mit Gefahr verbunden.“

Ohne Nahida zu einer Entgegnung Zeit zu lassen, erzählte ihr Müller ganz kurz die weiteren Ereignisse der verflossenen Nacht, die Entdeckung des von Schelm ausgestellten Scheines, die Züchtigung Palkins.

„Gegewärtig befinden wir uns bereits in vollster Revolution gegen die Behörden, und es wäre gar so schwierig nicht, zu beweisen, daß Sie, Frau Gräfin, mit uns im Einvernehmen ständen. Wer weiß, ob Palkin nicht noch am Leben ist, weil ich den Dolch bei dem Halbdunkel nur aus Ungefahr gegen ihn schleuderte. Auf jeden Fall hat der Hauptmann Sie gesehen. Sie können in jedem Falle verhaftet oder vor dem Gouverneur geführt werden. Ihren Mann sobald zu sehen, dürfen Sie auch nicht hoffen. Ich gebe Ihnen aber gerade deshalb den Rat, nach Petersburg zu gehen, weil ich Ihnen endlich einen offenen Beweis der Unschuld Wladimirs überbringe.“

Müller holte nunmehr aus der Brusttasche den sehr sorgfältig versteckten, von Schelm eigenhändig geschriebenen Schein hervor und übergab ihn Nahida.

„Dieser Schein ist der beste Beweis dafür, daß Wladimir unschuldig ist. Auf Grund dieses Dokuments können Sie die Einleitung einer Untersuchung verlangen, sobald es Ihnen nur gelingt, den Chef der Gendarmerie zu sprechen oder sogar zum Kaiser selbst zu gelangen. Ferner übergebe ich Ihnen dieses, von mir eigenhändig unterschriebene Schriftstück. Ich schwöre in demselben beim Evangelium — ich habe zwar wohl aufgehört, an dasselbe zu glauben,“ fügte er düster hinzu, „aber das macht nichts aus, weil diejenigen, welches dieses lesen werden, noch daran glauben — ich schwöre in diesem Schriftstück beim Evangelium, daß ich von Schelm als Agent benutzt wurde, und während noch andere meine Mitschuldigen gewesen sind, war ich doch genötigt, gemeine Hinterlist anzuwenden, um in diese Angelegenheit einen Unschuldigen zu verwickeln, den Schelm auf jeden Fall kompromittieren wollte. Treten Sie, gnädige Frau, mit diesen beiden Dokumenten noch heute die Reise nach Petersburg an.“

Je weiter Müller in seiner Auseinandersetzung kam, eine desto größere Veränderung ging in Nahidas Gesichtszügen vor.

„Sie haben Recht, ich muß noch in dieser Nacht abreisen. Ich darf jetzt nicht unvorsichtig sein, weil Wladimirs Zukunft in meiner Hand liegt. Ich danke Ihnen, daß Sie noch heute zu mir gekommen sind, sonst hätte ich mich niemals dazu verstanden, diese Reise anzutreten, und wer weiß, ob es morgen nicht bereits zu spät sein würde.“

Noch an demselben Abend verließ Nahida mit Doktor Haas Irkutsk. Alulina blieb zurück, um das Haus zu bewachen.

Am dritten Tage darauf, während der Abenddämmerung, als Nahidas Equipage eben vor dem Zollhäuschen in Krasnojarsk hielt, öffnete sich der Schlagbaum, um einen gen Irkutsk fahrenden Schlitten durchzulassen. Der Revisor verließ eben die Stadt. Weder Nahida noch Haas konnten sein Gesicht erblicken; überdies war regnerisches Wetter. Da die Kälte bedeutend nachgelassen hatte, begann auch der Schnee langsam zu schmelzen.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am dritten Tage nach der Abreise Nahidas ließ sich Oberst Palkin beim Generalgouverneur von Irkutsk anmelden. Er war in einem Wagen gekommen, und das Treppensteigen wurde ihm recht sauer. Noch krank und zitternd schlich er langsam über die Korridore und Treppen des Palais Kusnezoff hin und beauftragte den diensttuenden Adjutanten, den er im Audienzsaale angetroffen, den Gouverneur sofort davon in Kenntnis zu setzen, daß der Chef der Gendarmerie in einer überaus wichtigen Angelegenheit ihn sprechen müsse.

Der Gouverneur ließ nicht lange auf sich warten.

„Exzellenz,“ rief Palkin aus, sobald er ihn erblickte, „ich bin das Opfer eines unglaublichen Gewaltstreiches geworden. Graf Lanin nebst seiner Frau haben sich mit einer Bande Rebellen ins Einvernehmen gesetzt und mich in eine Falle gelockt. Ein Verbannter, den ich unvorsichtiger Weise als Sekretär beschäftigte, seine Braut und ein Polizeibeamten gehörten mit zu dem Komplott. Die ganze Angelegenheit hat den Anstrich einer Empörung gegen die Gewalt des Zaren. Ich komme deshalb, um Ev. Exzellenz Beistand zur Bestrafung der Schuldigen zu erbitten.“

(Fortsetzung folgt.)



## Die Wegelagerer.

Angler-Tragikomödie von Fritz Skowronnek.

(Nachdruck verboten.)

Es war drei Uhr morgens, als die beiden Unzertrennlichen sich bei Stallmann vor der Tür sich von einander verabschiedeten.

„Also: Sonntag früh Punkt fünf Uhr Bahnhof Großgörschen-Strasse.“

„Ich komme bestimmt! Geh du nur morgen oder vielmehr heute Abend nicht mehr kneipen!“

„Du auch nicht, Adjius!“

„Schlaf wohl, alter Junge!“

Der Sonntagmorgen ließ sich vorzüglich an. Zwar wehte der Ostwind ziemlich frisch, aber am wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne und verhiess einen schönen Tag. Pünktlich erschienen die beiden Freunde, die den Sonntag dem leidenschaftlich betriebenen Angelsport widmen wollten, am Bahnhof. Friedrich Lerche, seines Zeichens Zeitungsschreiber, war als erster zur Stelle. Er trug die neuen Angelstöcke auf der Schulter, deren Länge ihn mit banger Sorge erfüllte. Die Stationsbeamten waren zwar gewohnt, bei dem Anglerzug, der um 5,25 morgens die Angler aus Berlin W. und den westlichen Vororten nach Schlachtensee, Wannsee und noch weiter hinaus befördert, ein Auge oder beide zuzudrücken, aber wie würden sich diese ausgewachsenen Bambusstäbe im Rupee unterbringen lassen.

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ murmelte Lerche vor sich hin und löste zwei Fahrkarten dritter Klasse nach Wannsee. In diesem Augenblick erschien Leo v. Gorski auf der Bildfläche. Auf dem Perron wimmelte es bereits von Angelbrüdern. Ist das eine gemischte Gesellschaft. Kleine Beamte, Handwerker, Kaufleute, Rentiers, alle vereint die gleiche Liebe zu demselben Sport. Mit großem Geschick waren die Angelstöcke in drei zusammenhängenden Rupees untergebracht. Während der Fahrt wurde wie gewöhnlich viel Anglerlatein, das sich vom Jägerlatein kaum unterscheidet, gesprochen. Unglaubliche Fangresultate waren am vorigen Sonntag erzielt worden. Die größten Exemplare freilich hatten sich losgerissen — selbstverständlich sind die Fische, die nicht gefangen werden, immer größer als die gefangenen. Das liegt wohl in der Natur der Sache.

In Wannsee stiegen die Freunde mit dem Gros der Angler aus und wanderten durch den herrlichen Frühlingmorgen zu dem kleinen Restaurant am Stolper See, wo sie von dem Wirt den Rahu zur Angelfahrt zu erhalten hofften. Merkwürdigerweise wollte bei beiden, die sonst so empfänglich für Naturschönheit waren, keine fröhliche Stimmung aufkommen. Rechts und links in den Gärten schlugen die Nachtigallen, der Fink schmetterte

sein „Pink, pink“ dazwischen, der Glieder streckte seine duftenden Blüten über die Zäune, auf den Kastanien standen die Blütendolben wie kleine Christbäume, es war, als ob alle diese Herrlichkeiten für die Wanderer nicht existierten. Stumm und eilig schritten sie dahin, kaum daß eine kurze Bemerkung zwischen ihnen ausgetauscht wurde.

Kurz vor dem Restaurant meinte Lerche: „Wir müssen mindestens eine Flasche Johannisbeerwein nehmen, um den Wirt günstig zu stimmen. Ist's dir recht?“

„Weshalb nicht, es macht einen guten Eindruck.“

Am Küchenfenster stand das Wirtschastsfräulein. Sie begrüßte die ihr von häufigen Besuchen wohlbekannten Herren und verabschiedete die Flasche Wein.

„Wollen wir die Flasche gleich bezahlen?“

„Ach, das kann ja bleiben.“

Nun standen sie am Ufer und rüsteten die Angel. Mittlerweile würde ja wohl der Wirt aufstehen und sich blicken lassen. Gorski goß sich ein Glas Wein ein und trank Lerche zu. Nach einer Viertelstunde war die Flasche leer, aber noch immer wollte keine Stimmung aufkommen. Einer sah den andern an: „Was ist mich das mein Kind? Weshalb bist du so miesepetrig?“

„Mir? Was soll mir sein? Ich bin ganz lustig. Ha, ha, ha! Aber du?“

„Ich? Ha, ha, ha! Weshalb soll ich nicht lustig sein?“

In diesem Augenblick erschien der Wirt. Er brachte schon den Schlüssel zum Kahn mit und fragte die Angler, was sie mitnehmen wollten. Gräher, ausgezeichnetes Pilsener oder Josthbir! Alles ganz vorzüglich. Zehn, zwölf Flaschen? Er wollte in den Korb etwas Eis packen.

Die Freunde sahen sich an. Endlich begann Gorski: „Ich weiß nicht, mir ist so komisch zu Mute. Am liebsten möchte ich heute 'ne Weiße trinken. Was meinst du, Lerche?“

Lerche stimmte eifrig bei. „Wer weiß, ob wir heute lange angeln. Ich habe auch auf Weißbier Appetit. Schick'n Sie uns vier kleine Weißen runter.“

Etwas enttäuscht durch den billigen Geschmack seiner Gäste, wandte sich der Wirt ab. Zehn Minuten später saßen die Angler im Kahn und „stippten“ im Rohr auf Weißfische. An Gorskis Angel tanzte die Federpöse. Er sah es nicht, er blickte wie in tiefen Gedanken vor sich hin. Endlich, auf Lerches Zuruf, hob er die Angel. Ein fingerlanger Plöz hing daran.

„Du, der hat sich aus Lebensüberdruß aufgehängt, sonst müßte er längst davon gegangen sein,“ höhnte Lerche. „Aber nun gesteh mal, alter Junge, dich drückt etwas. Willst du es mir nicht sagen? Vielleicht kann ich dir helfen.“

Gorski sah seinen Freund zweifelnd an. Schließlich begann er: „Mir ist gestern etwas Komisches passiert.“

Bei dem Ausdruck „komisch“ atmete Lerche auf: „Was Komisches? Und das verdirbt dir noch heute die Laune?“

Zögernd fuhr Gorski fort: „Komisch ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Mir kam gestern Abend eine Rechnung über den Hals, deren Bezahlung ich nicht gut ablehnen konnte, und machte mich, offen gesagt, blank. Ein paar Groschen habe ich bei mir und das verdirbt mir die Laune.“

Lerche hatte bei der Eröffnung ein ganz merkwürdiges Gesicht gemacht, jetzt lachte er hell auf. Aber das Lachen hatte einen so sonderbaren Klang, daß Gorski stutzig wurde.

„Was lachst du so komisch?“

Lerche schüttelte sich: „Gleiche Brüder, gleiche Klappen. Ich habe gestern zu gleicher Zeit meinen Vereinsbeitrag blechen müssen. Es gab keinen Aufschub mehr. Mir geht es so wie dir. Ich verlasse mich auf dich und du dich auf mich! Ha, ha, ha!“

„Du willst mich bloß uzen?“

„Bei Gott, ich habe vielleicht anderthalb Mark bei mir.“ Dumpfe Pause.

„Was machen wir nun?“

Lerche zuckte die Achseln. „Eiger von uns wird unwohl! Wir bezahlen, was wir verzehrt haben und fahren nach Hause.“

„Gut, schütten wir die Masse aus. Die Flasche Wein macht 75, die Weißen 60, Rückfahrt 60 Pfennig, im ganzen 1,95 Mark.“ Er holte sein Portemonnaie aus der Tasche: „Hier sind 60 Pfennig, mein ganzes Hab und Gut.“

Mit düsterer Miene griff Lerche in die Tasche. „Mein Hab und Gut ist weitaus größer. Irre ich nicht, so be-

stehe ich noch 75 Pfennig in gangbaren Reichsnickelstücken.“

Verblüfft sahen die Kumpane sich an, dann lachten sie gleichzeitig los, aber das Lachen kam nicht von Herzen. „Ach was,“ meinte schließlich Lerche, „wir hauchen dem Krugwirt um einen Taler an!“

„Wo denkst du hin! Ja, einer allein, aber wir beide ohne Geld! Was soll der Mann von uns denken?!“

„Um! Du hast Recht. Aber was tun, sprach Zeus, als er im Schiller die Welt verteilt hatte?“

„Ich habe einen Gedanken. Ich fahre nach Berlin, suche einen Bekannten auf und komme mit Schätzen reich beladen wieder zurück!“

Lerche schüttelte den Kopf. „Und wenn du keinen zu Hause findest? Oder nicht bei Kasse? Was dann?“

„Na, irgendwie wird sich doch Rat schaffen lassen!“

„Das meine ich auch. Zwei so findige Köpfe, wie wir sind. Halt, ich hab's. Wir fahren bis an die Chaussee, die vom Bahnhof nach Wannsee hinein führt und etablieren uns als Wegelagerer. Unter den vielen Tausenden, die da vorbeikommen, wird doch ein Bekannter sein.“

Gesagt, getan. Eine halbe Stunde später saßen die Angler mit ihrem Kahn in dem Graben, der vom Stolper in den Wannsee führt und spähten eifrig nach einem bekannten Gesicht unter den zahllosen Ausflüglern. Stunde um Stunde verrann, die Stimmung, die sich anfangs durch die Hoffnung belebt hatte, war zum Gefrierpunkt gesunken. Schweigend saßen die Gefährten bei einander. Sie wagten sich nicht einmal anzublicken.

Da ruft hinter ihnen eine lustige Stimme: „n'Tag, Herr von Gorski! Wie geht die Kunst?“

„Danke, gut, Herr Schröder! Und Ihnen?“

„Habe Pech gehabt, Pneumatik geplatzt, muß per Bahn nach Hause. n'Morgen, meine Herren!“

„Einen Augenblick, Herr Schröder!“ Wie der Blitz ist Gorski aus dem Kahn und oben bei dem Radler. Gespannt sieht Lerche zu. Das Blut gerinnt ihm zu Eis, als er die ablehnenden Gesten des Radlers sieht. Doch Gorskis Beredsamkeit siegt. Mit bedeutsamem Händedruck scheidet er von seinem Bekannten, mit beflügeltem Schritt eilt er zum Kahn zurück.

„Harter Kampf, was?“

„Schneeflock! Der Jüngling wehrte sich wie verzweifelt! Ich habe ihn bis auf das Fahrgeld ausgeplündert. Uff!“

„Wieviel ist es denn?“

„Vier Mark!“

„Donnerwetter! Aber nun zurück und dann gefuttert!“

Wie ein entfesselter Bergstrom brach jetzt die Lustigkeit vor. In richtiger Uffstimmung wurden lange Reden geschwungen, in denen jeder dem andern über die Verwendung des Kapitals Vorschläge machte. Nach langem Hin und Her einigte man sich über folgendes: man fuhr eilig in das Restaurant zurück, um zunächst Mittag zu essen. 60 Pfennig für die Rückfahrt wurden in Papier gewickelt und als eiserner Bestand für unantastbar erklärt.

Jetzt hatten sie gegessen und ihre Zecher bezahlt. Behaglich saßen sie am Ufer und schauten träumerisch auf die Angeln, an denen auch nicht der kleinste Fisch anbeißen wollte. Doch das störte jetzt ihre gute Laune nicht. „Wieviel ist noch Bestand?“

„Eine Mark und fünfzehn Pfennige!“

„Tausendwetter! Da könnten wir ja noch eine Stunde Billard spielen! Wollen mal was drauf gehen lassen!“

Eine halbe Stunde später standen die lustigen Gefellen am Billard, nachdem sie vorsichtig vorher festgestellt, daß die Stunde nur vierzig Pfennige kostete. Sie spielten nicht nur eine ganze Stunde Billard, sondern tranken noch sechs Becher helles Bier.

An jenem Sonntag haben rings um Berlin alle Ausflügler zusammen sich nicht so gut amüsiert, wie die beiden Wegelagerer. Wenn sie sich anjahren, so mußten sie lachen, so daß der Wirt auf die Vermutung kam, die beiden hätten sich vermittelt einer heimlich mitgebrachten Flasche einen Affen gekauft. So kann man in einen falschen Verdacht geraten.

Auf dem Heimwege standen die lustigen Kumpane alle Augenblicke still und steckten die Köpfe zusammen. Sie konstatierten nur, ob das Kapital zur Rückfahrt noch vorhanden wäre.

Lustig war's! Aber beim nächstenmal will sich keiner mehr auf den anderen verlassen.



Laß dir nichts vom Zweifel rauben,  
Einmal wirst du's doch vermessen;  
Besser ist, du weißt zu glauben,  
Als daß fest du glaubst zu wissen.

### Häusliche Musik.

Die Musik im Hause und besonders das Klavierspiel ist schon häufig zum Gegenstand heftiger Angriffe gemacht worden, die auch sicherlich eine gewisse Berechtigung haben. Besonders sind es ja die Witzblätter, die dieses Thema mit wenig Witz und viel Behagen immer aufs neue variieren. Man geht indessen zu weit, wenn man meint, daß man bei ganz unmusikalischen Kindern den Sinn für Musik überhaupt nicht pflegen sollte. Die Empfänglichkeit für Musik setzt nicht unbedingt musikalische Beanlagung voraus, die Erziehung kann sich in solchem Falle auch darauf beschränken, die Freude am Hören zu erwecken. Musikverständige Eltern werden von vornherein davon absehen, ein nicht musikalisch beanlagtes Kind mit Unterricht zu quälen.

In jedem denkenden, guten Menschen schlummert der Sinn für das Schöne; ihn zu wecken, zu bilden, zu veredeln ist Sache des Erziehers, eine schöne, dankbare Aufgabe, die, ob früher oder später, immer ihre Früchte trägt.

Die Musik soll nicht Selbstzweck sein, sondern, indem sie „das Ohr vergnügt, das Herz rührt, die Phantasie in angenehme Tätigkeit versetzt“, soll nicht allein der Ausübende, sondern auch der Hörer dies empfinden. Schöne, für jeden beherzigenswerte Worte sprach jüngst unser Kaiser bei der Einweihung der neuen Kunsthochschulen in Berlin: „Sie wissen, welche große erzieherische Wirkung ich der Musik und ihrer Pflege zuerteile. Sie haben sie vornehmlich in ihrer Wirkung auf das Gemüt und auf das ganze Seelenleben zu erfassen. Die Musik erleuchtet, erhellte und formt die Seele.“

Daß es von großer Wichtigkeit ist, welcher Art die musikalischen Eindrücke sind, die ein Kind empfängt, liegt auf der Hand. Eltern, welchen der planmäßige, nicht nur auf dilettantische Unterhaltung gerichtete Unterricht unzuweckmäßig und wenig erfolgreich erscheint, kommen hier überhaupt nicht in Betracht, so wie das beständige Ableiern von Tänzen und leichtem Salonstücken nicht als Hausmusik im gedachten Sinne aufzufassen ist.

Ein gediegener Geschmack wird schon die rechte Auswahl der zu spielenden Musikstücke treffen, sie ist ja so groß, und welche herrliche Tonschöpfungen lassen sich auf dem Klavier, wenn auch nicht vollkommen, so doch genußbringend wiedergeben. Wo sich mehrere Instrumente zusammensuchen, wird der Genuß noch erhöht. Das vierhändige Spiel ist besonders zu empfehlen, die Schwierigkeiten lassen sich dabei leichter bewältigen, dazu ist es übend und sehr anregend. Immer aber ist Fleiß, tägliches Ueben unerlässlich, der Unterricht ist ohne ihn zwecklos, abgesehen von dem Verdruß des Lehrers über einen trägen Schüler. Auch der Talentvolle wird es ohne Fleiß nicht weit bringen.

### Küche und Keller.

#### Stärkendes Gelée für Kranke.

Ein sehr nahrhaftes Gelée, welches kalt und erstarrt genossen wird, kocht man aus 5 Kalbsfüßen und 2/4 Liter Wasser; man läßt die Kalbsfüße langsam vier Stunden kochen, seiht die eingekochte Brühe durch, vermischt sie mit der gleichen Menge Weißwein, fügt Zucker, etwas Zitronensaft und abgeriebene Schale, sowie zu jedem halben Liter

Flüssigkeit drei frische Eidotter hinzu, rührt alles über dem Feuer, rührt es dann weiter bis zum Erkalten und gießt es in Tassen aus.

#### Brot-Auflauf mit Rahm.

Zwölf Eidotter werden mit 200 Gramm gestoßenem Zucker schäumig gerührt und nach und nach mit 200 Gramm geriebenem Schwarzbrot, 1/4 Liter gutem saurem Rahm, 180 Gramm gereinigten Korinthen und einer Messerspitze voll gestoßenem Zimmt, sowie schließlich mit dem festen Schnee der zwölf Eiweiße gut vermischt, worauf man die Masse in einer butterbestrichenen Form 3/4 Stunden lang bei mäßiger Hitze bäckt und den Auflauf, mit Zucker bestreut, auf den Tisch gibt.

#### Kalte Reispfeife.

150 Gramm Reis krüht man ab, läßt ihn dann mit 1 Liter guter Milch, etwas abgeschälter Zitronenschale und 100 Gramm Zucker langsam weich und dick kochen, wobei die Körner aber ganz bleiben müssen. Ist dies geschehen, so rührt man sogleich 60 Gramm frische Butter, 5 Eidotter und zuletzt den steifgeschlagenen Schnee von 5 Eiweißen darunter, bringt die Masse in eine mit kalter Milch unspülte Form und läßt sie auf Eis oder an sonst einem kalten Orte erkalten. Kurz vor dem Anrichten stürzt man die Speise auf eine flache Schüssel und serviert sie mit Himbeersaft oder einer anderen roten Obstsauc.

### Praktische Winke.

#### Behandlung von Filet-Quipüren.

Filet-Quipüre sollen stets, nachdem sie gewaschen worden, auf einen Rahmen gespannt und auf der linken Seite mit dünnem, gereinigtem Gummiwasser überstrichen werden. Sie erhalten dadurch Festigkeit, sehen wie neu aus und halten sich lange frisch.

#### Porzellan Kitt.

Ein ausgezeichnetes Bindemittel für zerbrochene Steingut- und Porzellangegenstände erhält man durch Mischen von 20 Gramm Fischleim mit 20 Gramm konzentrierter Essigsäure, welche sofort bis auf Syrupdicke eingekocht werden muß. Beim Erkalten der Masse wird dieselbe gallertartig und läßt sich gut aufbewahren. Will man sich des Leimes bedienen, so erwärmt man denselben, wodurch er wieder flüssig wird, und bestreicht damit die Ränder des zerbrochenen Gegenstandes, welche dann kräftig aufeinander gepreßt werden. Dieses Bindemittel hat den Vorteil, daß es im Spülwasser von gewöhnlicher Bauwärme nicht aufweicht.

#### Emaillierte Kochtöpfe.

Emaillierte Töpfe, welche einen runden Boden haben, sind die besten, da dieselben gepreßt aus einem Stück hergestellt werden, und daher keinen angefalteten Boden besitzen. Der Käufer lasse sich bei Ankauf Gewähr für gute Emaille geben. Die Hausfrauen sollten indessen weniger darauf bestehen, blendend weiße Emaille zu haben; denn je weißer dieselbe ist, desto dicker ist sie, und letzteres ist wieder die Ursache ihrer geringeren Haltbarkeit. Diese Erkenntnis hat zur Anfertigung der grauen Emaille geführt, welche so vorzüglich ist, daß sie sich auf dem Topfe biegen läßt, ohne zu springen, vorausgesetzt, daß das betreffende Geschirre nur einen Emailleüberzug trägt. Ist jedoch in dieser grauen Farbe ein doppelter Emailleüberzug vorhanden, so hat dieser nicht mehr Wert, als der jeder anderen Farbe. Die einmal emaillierten Geschirre bedürfen einer gründlicheren und besseren Reinigung, als die doppelt emaillierten. Die weiße Emaille kann aber gewöhnlich nicht nur einmal aufgetragen werden, weil die weiße Farbe nicht decken würde und einen Untergrund verlangt, welcher auch aus Emaille besteht.